

Dr. Bernard Bolzano's

# Erbaunungsreden

an die

akademische Jugend,

Herausgegeben

von einigen seiner Freunde.

Quid fortius desiderat  
anima quam veritatem?

*S. August. 26. tract. in Joann.*

Zweiter Band.

---

Prag.

In Commission bei Wenzel Geß.

1850.

Buchdruckerei von Fried. Rohlfes, gr. Jesuitengasse Nr. 188.

Liebe zum Vaterlande erst geheißen. Bei uns, m. F., bei uns laffet uns den Anfang von diesem Allen machen; denn Beispiel wirkt mehr, als Wort. Glücken unsere Herzen erst von Vaterlandsliebe; so werden sich auch die Herzen unserer Mitbürger davon erwärmen und entzünden, und ewiger Segen uns, wenn wir der Anfang des Guten sind! Denn die hier Lehrer ihrer Völker waren — spricht das Wort Gottes — und hier Viele zur Tugend angeleitet haben, die werden glänzen dort wie die Sterne, in alle Ewigkeit. Amen.

## XVII.

### Über das Verhältniß der beiden Volksstämme in Böhmen.

(Gelesen am siebenten Sonntage nach Pfingsten im Jahre 1816.)

#### E i n g a n g.

Billig sollte man von jedem Mitgliede der Christenheit voraussetzen dürfen, m. F., daß ihm der eigentliche Zweck, den ihre kirchliche Anstalt hat, bekannt sei. Von einem Christen sollte man billig erwarten, er wisse, was Christus beabsichtigt habe. Und dennoch ist es nur allzugewiß, daß man für Tausende unserer christlichen Zeitgenossen etwas Befremdendes sagt, wenn man den Zweck des Christenthums in seiner Vollständigkeit ausspricht. Es klingt ihnen neu, wenn man sagt: der Zweck des Christenthums sei nicht — uns erst im Himmel, sondern auch hier auf Erden schon glücklich zu machen; hier auf der Erde sei es, wo unser Herr ein Reich der Himmel zu gründen willens war; er lehrte diejenigen, die auf die Unterweisungen seiner Kirche merken, nicht nur, wie sie ein jeder für sich selbst ihr Leben einrichten müssen, um zum Besitze der Tugend und zum Genuße der möglichen Glückseligkeit zu gelangen; sondern er suchte auch in jener bürgerlichen Verfassung, die von so großem Einfluß auf uns ist, heilsame Abänderungen allmählig zu Stande zu bringen; er suchte Staaten und Reiche auf Erden zu gründen, die so vollkommen wären in ihren Einrichtungen und in so friebfertiger Verbindung das eine mit dem

andern lebten, daß man im Grunde sie nur ein einziges Reich, das wahre Reich Gottes auf Erden zu nennen berechtigt sein würde. Es zu beweisen, daß der Plan Jesu sich wirklich auch auf unsre irdische Beglückung und insbesondere selbst auf die Verbesserung unserer Verfassungen erstreckt: das, m. F., wäre ein sehr leichtes Geschäft. Wir könnten der Stellen der heiligen Schrift, aus welchen dieses folgt, sehr viele anführen; und es ergibt sich auch schon aus der ganzen Denkart Jesu und aus dem Geiste, in dem er überall zu Werke ging, daß er den Zweck des Christenthums so weit habe ausdehnen müssen, als es nur an sich möglich war. Ja, wer auch sonst nichts Anderes vom großen Propheten von Nazareth wüßte, als daß er einst den kurzen Ausspruch gethan, „es soll nur Ein Hirt und Eine Herde werden!“ der könnte schon hieraus allein entnehmen, daß die Veränderungen, die dieser Mann (Apostelg. 2, 22.) zu bewirken gewünscht, nicht bloß das Innere der Menschen, sondern auch ihren äußeren Zustand, auch die Verfassung, in welcher sie leben, betreffen solle. Doch je entschiedener dieß ist, m. F., um desto einleuchtender wird es, wie mißfällig unserem Herrn Jesu das Treiben aller derjenigen sei, die statt zur Vervollkommnung unserer Verfassung das Ihrige beizutragen, vielmehr Veranlassung geben, daß deren Mängel noch größer und drückender werden — ein Fehler, um nicht zu sagen ein Verbrechen, dessen sich leider auch in unserem eigenen Vaterlande sehr Viele schuldig machen, obwohl nicht immer auf gleiche Art, nicht immer mit gleich deutlichem Bewußtsein der Bössartigkeit dessen, was sie beginnen. Steher ist vornehmlich zu zählen der Geist der Zwietracht, den die zwei Volksstämme dieses Landes schon seit Jahrhunderten unter einander nähren. Wie ich vernehmen muß, so haben sich auch unter Ihnen, m. F., ein und das anderemal Spuren dieser so höchst verderblichen Zwietracht geäußert; es hat sich gezeigt, daß auch unter Ihnen der Böhme den Deutschen, und dieser jenen nicht so liebe, wie sich die Mitbürger eines und ebendesselben Landes nothwendig lieben müssen, wenn sie nicht selbst die Ursache ihres gemeinschaftlichen Unterganges sein sollen. Es scheint also, daß Ihre Begriffe über diesen Gegenstand noch nicht hinlänglich geläutert sind; und so gestatten Sie mir, daß ich, was meine eigene Meinung hierüber sei, etwas umständlicher entwickle. Es wird hiezu nothwendig sein, daß ich zuvörderst die Ursachen, woher die Abneigung zwischen den Böhmen und Deutschen in unserem Vaterlande rührt, aufrichtig angebe. Erst dann wird sich beurtheilen lassen, ob diese Abneigung auch billig und vernünftig sei. Und muß die Beantwortung dieser Frage verneinend ausfallen, so wird es wohl die Mühe lohnen, daß wir auch eigens über die Mittel nachdenken, die dieser Abneigung zu steuern dienlich sind. Jede von diesen drei Untersuchungen macht durch ihre Wichtigkeit und ihren Umfang

auf eine eigene Versammlung Anspruch. — Wenn ich es irgend einmal bedurfte, m. F., daß Sie mir zuhören mit einem nicht schon im voraus wider mich eingenommenen Gemüthe, so wird es bei diesen Vorträgen der Fall sein. Ich wüßte nicht besser die Gemüthstimmung, deren es hiezu bedarf, bei Ihnen hervorzurufen, als indem ich Ihnen vorlese, was der Apostel Paulus schrieb, als er sich vorgesetzt, Friede und Einigkeit in einer Gemeinde zu stiften, in welche sich der Geist der Zwietracht elugeschlichen hatte. 1. Kor. 12, 12—27.

### Abhandlung.

Anschaulicher, als durch dieses Gleichniß vom menschlichen Leibe, läßt sich gewiß nicht zeigen, wie nothwendig es für das Gedeihen einer jeden gesellschaftlichen Verbindung sei, daß deren Glieder stets in Eintracht mit einander bleiben. Sie wissen sehr wohl, m. F., mit welchem glücklichem Erfolge dieß Gleichniß schon bei dem Volke der Römer einmal in einem der gefährlichsten Zeitpunkte ihres Daseins gebraucht worden war. \*) Daß es auch bei der Darstellung, welche Paulus demselben verleiht, einen nicht minder gesegneten Erfolg gehabt haben müsse: das könnten wir wohl von selbst vermuthen, wenn es zum Überflusse nicht auch noch die freudigen Lobsprüche bewiesen, welche der Apostel der Gemeinde in seinem nächsten Sendschreiben spendet. Auch die Korinther also wurden friedfertiger gestimmt; Israeliten und Hellenen lernten im Christenthum einander als Brüder betrachten und behandeln. Werde ich eines ähnlichen Erfolges mich auch bei Ihnen zu erfreuen haben, m. F.? Ich habe wirklich ein um so größeres Recht zu dieser Hoffnung, da ich zu keiner gemischten Volksmenge, sondern zu einer Auswahl gebildeter Jünglinge spreche, die es gut wissen, daß ihr Betragen einst vom ganzen Volke wird nachgeahmt werden. Denn wie die Vorsteher, sagt das Wort Gottes, so auch das Volk. Hiezu kommt anderseits, daß selbst die Gründe zur Uneinigkeit, die zwischen den beiden Volksstämmen in unserem Lande obwalteten, nicht einmal so wichtig sind, als es diejenigen waren, die einst zwischen Juden und Heiden die Feindschaft unterhielten. Es wird sich dieß zeigen, wenn wir die ersteren nunmehr umständlicher entwickeln und mit den letzteren sie vergleichen. Sie mögen selbst urtheilen, ob ich in Aufzählung jener etwas verkleinere oder gar stillschweigend übergehe.

1. Ich gestehe, daß für's Erste schon die Verschiedenheit der Sprache selbst, welche die beiden Volksstämme unseres Landes reden, einen natürlichen Grund enthalte, einander, wenn auch nicht zu hassen, doch jede innigere Verbindung und Verschmelzung mit einander zu fliehen. Denn

\*) Menenius Agrippa bei Livius II. 32.

so geringfügig vielleicht auch Manchem auf den ersten Blick der Umstand scheinen mag, daß zwei verschiedene Sprachen in unserem Lande herrschen, deren jede nur von einem gewissen Theile des Volkes mit gehöriger Geläufigkeit verstanden und gesprochen wird, so wichtig ist er doch in der That; und die Geschichte der Menschheit kennt kein Beispiel eines Volkes, bei dem eine ähnliche Verschiedenheit herrschte, und welches nicht darum bald mehr, bald weniger Mangel an Gemeingeist verspürt hätte. Dieß läßt sich auch begreifen.

a. Denn mehrere Sprachen bei einem und eben demselben Volke erzeugen einmal schon den Nachtheil, daß sie das Bild der wesentlichen Gleichheit aller Bürger durch jenen Unterschied, der in der Sprache stattfindet, verdunkeln. Auf den Begriff der Gleichheit gründet sich aller Gemeingeist, der unter den Mitgliedern ein und derselben Gesellschaft angetroffen wird. Je größer die Gleichheit ist, die unter ihnen herrscht oder auch nur zu herrschen scheint; je vollkommener es gelingt, jede Verschiedenheit, die unter ihnen obwaltet, aus ihren Augen zu entfernen: um so leichter fällt es Jedem, in dem Geschicke seines Nachbarn sein eigenes sich zu denken, um desto herzlicher fühlt Jeder mit das Wohl und Weh des Anderen, um desto inniger liebt man einander, und findet sich um so bereitwilliger, Mann für Mann zu stehen. Ein jeder Unterschied, der in die Sinne fällt, thut dem Gemeingeiste Abbruch. Der Unterschied in der Sprache, mag der Vernünftige ihn auch für noch so unwesentlich erklären, ein Unterschied bleibt er doch immer, und zwar ein solcher, der sich gar nicht bergen läßt. Und bei unwissenden Menschen gilt dieser Unterschied gar sehr viel; ein Mensch, der anders spricht als sie, machet sich gleich einem Wunderthier aus fremdem Lande; sie staunen ihn an, und wissen nicht, wofür sie ihn halten sollen; sie sehen zwar eine der ihrigen ganz ähnliche Gestalt an ihm, doch zweifeln sie, ob er auch innerlich ihnen ganz gleich sei, da er ganz anders tönende Laute von sich gibt, als sie. Und was die Sache bei längerem Umgang vielleicht an Sonderbarkeit, an Tiefe des Eindrucks verliert, das wächst ihr zu von einer anderen Seite. Denn finden sich erst gewisse Unterschiede unter den Menschen, dann ist auch nichts gewöhnlicher, als daß die Frage aufgeworfen wird: welche Partei das Bessere habe? Gewöhnlich gibt Jeder sich den Vorzug, und dieses wird dann der erste Streit, die erste Uneinigkeit unter ihnen. Der Streit pflegt hier die Gemüther nur um so heftiger zu erbittern, je unverkennbarer es beiden Theilen ist, daß die entgegengesetzte Partei seine Sprache ohne gehörige Kenntniß und nur aus Unfähigkeit, ihre kraftvollen oder weiseren Laute nachzuahmen, tadelt.

b. Ein anderer Nachtheil, den die Verschiedenheit der Sprache mit sich führt, ist, daß sie den wechselseitigen Umgang, wenn nicht

ganz unmöglich macht, doch sehr erschwert und hindert. Oder wer weiß es nicht, wie viel Mühe es kostet, seine Gedanken dem Andern mitzutheilen, wenn man das Mittel der Sprache dazu nicht anwenden kann, wenn man bloß auf die kleine Anzahl natürlicher Zeichen allein beschränkt ist! wie arm und unbehilflich ist nicht ein solcher Umgang! Und daher hält sich denn ein Jeglicher in seinem Umgang nur an Solche, die einerlei Sprache mit ihm verstehen und reden. Die Folge davon ist, daß bei aller äußeren Vereinigung, die zwischen Menschen von verschiedener Sprache durch Gesetze des Staates geknüpft ist, doch keine innere besteht. Sie nennen sich wohl Mitglieder einer und ebenderselben Gemeinde, aber sie haben doch nichts in der That gemein; sie leben wohl neben- aber nicht mit einander, denn sie vermögen ja nicht einmal ihre Gedanken gegen einander frei auszutauschen. Dieß, m. F., sind die Gründe, die ein Volk, das aus verschiedenen Zungen zusammengesetzt ist, zu seiner Entschuldigung vorbringen kann, wenn es des Mangels an Gemeingeist angeklagt wird. Das mögen denn auch wir Böhmen auführen: aber nur glauben wir nicht, daß diese Gründe uns schon völlig rechtfertigen können! nur glauben wir nicht, daß es unmöglich sei, bei aller Sprachverschiedenheit gleichwohl ein eng verbundenes Ganze zu bilden, und sich durch einen hohen Grad von Gemeingeist auszuzeichnen! Die Christen des ersten Jahrhunderts können uns eines Besseren belehren. Zur Religion Jesu Christi gingen Menschen von den verschiedensten Mundarten über. Und in welsch' herzlichster Vereinigung sie gleichwohl Alle mit einander lebten, welsch' einen thätigen Antheil sie ganz ohne Rücksicht auf die Landessprache, der Jemand zugethan war, an ihren wechselseitigen Leiden und Schicksalen nahmen: davon werde hier der einzige Beweis erwähnt, daß für die Armen einer jeden Gegend Beiträge aus allen Gegenden, wo christliche Gemeinden waren, gesammelt werden konnten.

2. Doch freilich ist die Sprachverschiedenheit noch nicht der einzige Umstand, der das Emporkommen des Gemeingeistes bei uns erschwert. Ein zweiter, noch ungleich wichtigerer Umstand ist die Verschiedenheit, die sich in der Gemüthsart, in den Begriffen und in dem Grade der Aufklärung zwischen den beiden Volksstämmen unseres Landes vorfindet. Denn offenbar ist es, daß, wo nicht von jeher, doch zum wenigsten in unseren jetzigen Tagen sich der böhmische und der deutsche Bewohner unseres Landes in den so eben genannten Stücken bedeutend unterscheiden. Es hat der Eine, es hat der Andere gewisse, theils Lob, theils Tadel verdienende Eigenheiten in seiner Gemüthsart und in seinen Sitten; und noch weit auffallender ist der Unterschied in den Begriffen und in dem Grade der Aufklärung zwischen den beiden Theilen, so zwar, daß ich wohl

ohne Besorgniß, Streit zu verursachen, wo ich die Absicht, Frieden zu stiften habe, die Wahrheit aussprechen kann, der Böhme sei in dem Grade seiner Geistesbildung hinter dem Deutschen zurück. Aber die Ursache, woher dies Alles rührt, ist nur zu viel gestritten worden, m. F., und nur zu oft hat man, um diese Erscheinung zu erklären, schon in der ursprünglichen Naturbeschaffenheit der beiden Volksstämme, die sich in unser Land getheilt, gewisse Verschiedenheiten voraussetzen wollen. Mir deucht — daß ich dieses aufrichtig sage — jede Erklärung dieser Art nicht nur gewagt und unerweislich, sondern auch beleidigend und ehrenrührig zu sein. Ich werde mich nie überreden lassen, daß ganzen Familien, geschweige denn selbst ganzen Völkerschaften, gewisse fehlerhafte Eigenschaften schon von Natur so unzertrennlich ankleben sollen, daß sie auf keine Art wieder entfernt werden könnten. Ich glaube vielmehr, daß der Mensch Alles, was er ist, durch die Erziehung und durch die Umstände werde, und daß ein jedes Volk, wenn es in günstige Verhältnisse gesetzt wird, zu einer gleichen Vollkommenheit mit jedem anderen gelangen könne. Auch um sich die Unterschiede, die zwischen unseren beiden Volksstämmen obwalten, zu erklären, bedarf es wahrlich nichts weiter, als daß man die ungleichen Schicksale erwäge, die sie in früherer Zeit erfahren und zum Theile noch jetzt erfahren, und daß man Rücksicht nehme auf die so ungleich günstigeren Gelegenheiten, Mittel und Aufforderungen zu seiner Geistesbildung, welche der eine Theil schon durch Jahrhunderte voraus hat vor dem anderen. Aber woher sie nun auch immer rühren mögen, diese so wichtigen Verschiedenheiten: daß sie dem Geiste der Gemeinschaft Abbruch thun, ist sehr natürlich. Denn wenn schon Unterschiede, der Sprache nämlich, die im Grunde nur bloß den äußeren Menschen betreffen, nicht ohne Nachtheil für den Gemeingeist bleiben: um wie viel mehr ist von solchen Unterschieden zu besorgen, die an der Seele selbst, am Innersten des Menschen haften! Was ist es Anderes, als die gleiche Stimmung der Gemüther; die alle Freundschaft und Verbindung knüpft? Und muß es nicht bei jedem Volke um so mehr Anlässe und Beweggründe geben, sich als ein Ganzes zu betrachten, je mehrere Glieder desselben schon durch natürliche Bande verknüpft sind? Wird ferner nicht zu jeder Unternehmung, welche gemeinschaftlich betrieben werden soll, eine gewisse Gleichberechtigung in den Begriffen und Gesinnungen erfordert? Kann, wo der Eine sehr aufgeklärt denkt, während der Andere noch voll groben Aberglaubens ist, eine Verabredung unter denselben zu einem gemeinschaftlich zu unternehmenden Werke gepflogen und glücklich beendigt werden? Gält der Gebildete es nicht meistens für Schande, mit einem Ungebildeten auch nur in irgend einem Stücke gemeine Sache zu haben? Wenn aber nichts gemeinschaftlich betrieben wird, wenn man sogar sich schämt, gemeinschaftlich zu wirken: wo kann

da noch die Liebe sein vom Gemeingeiste? — Aber so wahr dieß Alles ist: dennoch behaupte ich, ein einziger Blick auf die Christen des ersten Jahrhunderts muß uns beschämen durch den augenscheinlichen Beweis, den er uns gibt, daß auch bei allen diesen und noch größeren Hindernissen gleichwohl Gemeingeist, Einigkeit und Liebe stattfinden könne. Oder muß nicht der Unterschied in der Gemüthsart, in den Begriffen und Grundsätzen unter den Christen des ersten Jahrhunderts ohne Vergleich größer und auffallender gewesen sein, als er sich irgendwo unter uns vorfindet? Erwägen wir nur, aus welcher ungleichartigen Bestandtheilen jene ersten christlichen Gemeinden zusammengefügt wurden! aus wieviel Gegenden der Erde das kleine Häuflein gesammelt worden ist! wie wenig Vorbereitung es genossen! in welcher Gährung gerade damals die ganze Masse des menschlichen Denkens sich befand! wie viele einander ganz widersprechende Ansichten, nicht von etwa bloß gleichgiltigen Dingen, sondern selbst von den wichtigsten, über Gott, über die Unsterblichkeit der Seele, über das wahre Wesen der Tugend, selbst bei den Juden, um wie viel mehr bei Griechen und Römern im Umlaufe waren! Und doch, m. F., und doch versichert uns die Schrift, es sei nur Ein Sinn und Ein Herz in der Gemeinde gewesen, man habe in größter Eintracht und Liebe gelebt, und jedes Mitglied habe sein kleines und großes Eigenthum als ein Gemeingut Aller betrachtet! Können wir dieß ohne Beschämung vernehmen? Sollen uns achtzehn Jahrhunderte so gar nicht weiter gebracht haben in der Vollkommenheit, daß wir noch nachstehen?

3. Doch Sie entgegnen mir, daß ich des wichtigsten Grundes der Zwietracht und Erbitterung unter den Bürgern unseres Landes noch nicht erwähnt habe. Sie meinen die Rückertinerung an jene Vorfälle widerigen Andenkens, durch die es geschah, daß neben der böhmischen Sprache in unserem Lande noch eine deutsche herrscht; ingleichen das zum Theile noch jetzt fortdauernde Verhältniß der Unterdrückung und Übervorthellung, in welchem der eine Theil des Volkes zum anderen steht. So empfindlich auch die Berührung dieses Punktes ist, m. F., so war ich doch nicht gesonnen, ihn mit Stillschwelgen zu übergehen. Denn was hätte es uns, daß wir den Krebschaden, der an uns nagt, uns selbst und Andern zu verhehlen suchten? wird eine Wunde dadurch, daß man sie bloß zu deckt, schon geheilt? Gestehen wir es also, gestehen wir es immerhin, das sei wirklich das größte Unglück unseres Volkes, daß die Bestandtheile desselben nicht gleich anfangs, nicht durch freiwillige Vereinigung, sondern größtentheils durch äußeren Zwang zusammengebracht worden sind, und daß auch heut zu Tage der eine Theil — dem anderen zu Trost — nur allzu sehr begünstigt, und über ihn emporgehoben wird! Daß sich die Rückertinerung an Übervorthellungen und an Unbillen, die man den Vorfahren zuge-

fügt, auch auf die Enkel fortgepflanzt, ist etwas Begreifliches, zumal wenn die Folgen derselben noch immer fortbauern oder wenn man sogar zum alten Unrecht immer neues hinzusetzt. Und das geschieht hier wirklich. Denn werden nicht immer noch die Deutschgeborenen im Lande und jene, die sich ihnen angeschlossen, in hundert sehr wichtigen Stücken bevorzugt? Ist es nicht die deutsche Sprache, in welcher alle höheren Wissenschaften im Lande vorgetragen werden? die man auch zur Geschäftssprache in allen öffentlichen Angelegenheiten erhoben hat? Muß dieß, so wenig es auch an sich getadelt werden kann, dem andern Theil des Volkes nicht gleichwohl sehr unangenehm sein? muß dieser nicht die Zurücksetzung, welche er hier erfährt, mit Bitterkeit empfinden? Aber noch mehr: sind nicht die Großen und Vornehmen des Landes, sind nicht die Reichen und Begüterten im Volke Alle, Alle nur Eins von Weiden, entweder geborne Deutsche und wohl gar Ausländer, oder doch solche Personen, die, weil sie längst schon die böhmische Sprache und Sitte abgelegt, den Deutschen beigezählt werden? lebt nicht der böhmisch-sprechende Theil des Volkes durchgängig nur in einem bedauernswürdigen Zustande der Armuth und der Unterdrückung? und was das Empörendste ist: hat man diesem nicht allerorts zu seinen Vorgesetzten Personen gegeben, die Deutsche sind, oder doch den Deutschen angehören? Personen, die, weil sie der Sprache, die er spricht, nicht einmal kundig sind, die Beschwerden und Klagen, seine Gesuche und Bitten, die Gründe, welche er zu deren Unterstützung vorbringt, gar nicht zu würdigen im Stande sind? die auch kein Herz zu ihm haben, ihn nicht als ihres Gleichen ansehen, und folglich auch gar nicht väterlich ihn behandeln, sondern vielmehr ganz nach dem Vorbilde jener ägyptischen Zuchtmeister beherrschen und bis aufs Blut ansaugen? (2. Mos. 1, 8—13.) Wer kann in unserem Lande gelebt oder es auch nur flüchtig durchgereiset haben, ohne die Wahrheit dessen, was ich hier sage, bestätigen zu müssen? Wer mag sich also noch wundern, daß so gar kein Gemeingeist in unserem Volke anzutreffen ist? daß der Böhme und der Deutsche nie gern gemeine Sache mit einander machen? daß sie vielmehr einander verachten, fluchen und hassen? Nehm, m. F., zu wundern hat man sich nicht hierüber; erklärbar und natürlich geht es, wie mit der Entstehung von allem Bösen in der Welt, so auch mit jener Abneigung zu, die zwischen den beiden Volkstämmen unseres Landes herrscht. Aber muß wohl ein Übel darum, weil es erklärbar und natürlich entstanden ist, auch unvermeidlich heißen? Das Beispiel der ersten Christen zeigt uns auch hier wieder das Gegentheil. Denn wenn der böhmische Theil unseres Volkes dem deutschen Unbilden und Übervorthellungen vorwirft: um wie viel mehr Ursachen hatten die Nachkommen Israels nicht, über Mißhandlungen von Seite der Hebräern zu klagen? Aber wer immer das Christenthum annahm, vergaß auch

das Vergangene, und in Betreff der Gegenwart ertrug er mit Geduld, was sich nicht abändern ließ, und suchte im Geiste der Liebe Alles bestmöglich auszuliegen und zu entschuldigen durch die Verhältnisse der Zeit. Möchte dieß Beispiel uns nicht umsonst gegeben worden sein, m. F.! möchten wir es in unserer jetzigen Lage erneuern und der Welt zum zweitemal beweisen, wie mitten unter den stärksten Versuchungen zur Zwietracht und Uneinigkeit ein Reich der Eintracht und des Friedens hervorgehen und Glück und Segen über die Menschheit ausbreiten könne. Nur der Eintracht hat das Christenthum seine Erhaltung und schnelle Ausbreitung zu verdanken. Und, o, wer weiß, wie vieles Gute auch durch uns bewirkt werden kann, wenn wir mit eben dem Eifer, wie jene ersten Christen, befolgen die Worte des Apostels: Betrachtet euch Alle nur als Glieder Eines und ebendesselben Leibes; Christum den Herrn aber als euer Oberhaupt! Amen.

---

## XVIII.

### (Fortsetzung.) Über das Verhältniß der beiden Volkstämme in Böhmen.

(gehalten am achten Sonntage nach Pfingsten im Jahre 1810.)

1. Gedr. 4.

### Eingang.

Zu mancher lehrreichen Betrachtung, m. F., kann die Geschichte, welche ich Ihnen soeben vorgelesen habe, Stoff und Veranlassung bieten. Was sie jedoch für uns und die Bewohner unseres Landes besonders merkwürdig macht, ist jene große Ähnlichkeit, welche zwischen dem, was wir hier lesen, und dem, was sich in unserem eigenen Lande theils schon begeben hat, theils noch begibt, so unverkennbar anzutreffen ist. Wie die Bewohner unseres Landes aus zwei verschiedenen Volkstämmen bestehen, so wurde auch das Volk, das Palästina bewohnte, nach jenen Zeiten der Rückkehr aus der Gefangenschaft zu Babylon aus zwei sehr ungleichartigen Bestandtheilen zusammengesetzt; indem gewisse heidnische Volkstämme, die man zur Zeit der Gefangenschaft in das entblühte Land übersiedelte, jetzt mit dem Ueberreste der Kinder Israel, der wieder zurückgekehrt war, ein Ganzes ausmachen soll-

ten. Und wie bei uns aus dieser ungleichartigen Beschaffenheit der Theile Zwist und Uneinigkeit entsprang, und noch jetzt fortbauert: so, sehen wir, war es auch damals der Fall. Wie man bei uns dem einen Stamme günstig und dem anderen abgeneigt ist: so, zeigt unser Text, beging man auch damals diesen Fehler. Die Samariter, die sich in ihrem Schreiben an den König des Ausdrucks bedienten: „daß sie das Salz des Hofes essen“, galten in seinen Augen für getreue Unterthanen, denen er den Auftrag gab, die anderen zu bewachen, und sie an der Unternehmung, welche dem Throne gefährlich werden könnte, selbst mit Gewalt zu verhindern. Wie schändlich sie diesen Auftrag mißbraucht haben werden, können wir uns leicht vorstellen, m. F. Mit Absicht mochte wohl der heilige Geschichtschreiber sich jeder umständlichen Erzählung der Beleidigungen, die man von beiden Seiten sich jetzt erlaubt haben wird, enthalten haben, um durch die Rück Erinnerung an sie den Haß nicht zu verewigen. Er begnügt sich also bloß zu bemerken, daß nun der Bau des Tempels mit gewaffneter Hand eingestellt worden und seit dieser Zeit unterblieben sei bis in das zweite Jahr des Königs Darius. Siebet versteht sich von selbst, daß man von Seite des Hofes die Juden von jetzt an nur immer mit Augen des Argwohns angesehen, daß man von jeder Vergrößerung ihres Wohlstandes, von jedem Wachsthum ihrer Kräfte, von jeder Zunahme der Aufklärung bei ihnen, Gefahr für das Reich besorgt, und folglich statt etwas zu deren Abhilfe zu thun, immer dahin gearbeitet haben werde, wie sie noch mehr geschwächt und unterdrückt werden könnten. Und dieses Alles, m. F., hätte es nicht glücklich vermieden werden können, wenn man verträglicher gewesen wäre? wenn man den gar nicht übel gemeinten Wunsch der Samariter genehmigt, und die verlangte Theilnahme am Tempelbau, statt mit beleidigendem Stolge abzuweisen, mit Freuden angenommen hätte? Ersehen wir denn aus diesem Beispiel, welche verderbliche Folgen es hat, wenn Bürger mit Bürgern nicht verträglich umgehen, wenn sie den Geist der Zwoletracht unter sich ausbrechen lassen! Und wenn — wie der Apostel Paulus so schön bemerkt (2. Tim. 3, 16.) — Alles, was der Geist Gottes in der Schrift niedergeschrieben hat, zu unserer Belehrung niedergeschrieben ist: so lernen wir aus diesem Beispiel, wie wir in unseren ähnlichen Verhältnissen klüger zu Werke gehen sollen. Ich läugne gar nicht, daß Versuchungen zum Zwiste sehr häufig bei uns eintreten mögen; ich habe die Ursachen, die bei uns Uneinigkeit veranlassen können, in unserer neulichen Versammlung selbst aufrichtig angegeben. Aber wenn diese Uneinigkeiten auch noch so erklärlich und natürlich sind, so kann ich sie doch auf keinen Fall als billig und vernünftig ansehen. Die Gründe, welche mir dieses verbieten, gedenke ich jetzt eben umständlicher zu entwickeln. Ich hoffe, daß auch Sie selbst deren Wichtigkeit einsehen

werden, und wohl unserem Vaterlande, wenn Sie, gestützt auf diese Gründe, Ihr ganzes künftiges Leben hindurch Frieden und Einigkeit unter den ungleichartigen Bestandtheilen unseres Volkes nach aller Möglichkeit zu stiften trachten! Dann wird gerade das, was unserem Volke bisher so hinderlich gewesen ist, die Ungleichartigkeit seiner Bestandtheile — ein wahres Glück für uns und eine Quelle seltener Vorzüge sein.

### Abhandlung.

1. Wenn wir auf jene Ursachen der Aneignung, die wir in unserer neulichen Versammlung kennen lernten, nochmals zurückblicken, m. F., so wird uns bald einleuchten, daß keine einzige derselben wichtig und groß genug sei, um diesen Haß völlig zu rechtfertigen. Zudem wir dies zeigen, liefern wir gleich den ersten Beweis unserer Behauptung, daß der Geist der Zwietracht, der zwischen den Bürgern unseres Landes herrscht, Mißbilligung verdiene.

Die Bürger dieses Landes fliehen und hassen einander schon darum, weil es nicht eine und ebendieselbe Sprache ist, die ihre Zungen eingelehrt haben. Daß dieser Unterschied keineswegs hinreichend ist, um Spaltungen und Haß zu rechtfertigen, bedarf wohl keiner weitläufigen Auseinandersetzung. Denn wenn es auch wahr ist, daß die Verschiedenheit der Sprache einen engeren täglichen Umgang erschwert; so folgt hieraus doch nicht, daß sie die Art der Gemeinschaft unmöglich mache, die zwischen den Bürgern eines und ebendesselben Landes obwalten soll. Hier wird nicht täglich berathschlagt, und nicht Jeder braucht seine Meinung dem Andern unmittelbar zu eröffnen; sondern hier kann man sich zu mehrerer Bequemlichkeit gewisser Mittelpersonen bedienen, die, beider Sprachen mächtig, jedem von beiden Theilen zu erklären wissen, was die Gesinnungen des einen und des anderen sind. Und noch viel offener ist es, daß die schätzbaren Mängel und Unvollkommenheiten einer Sprache, die harten und dem ungelübten Ohr widerlich klingenden Töne derselben nie einen Gegenstand des ersten Streites abgeben sollen, geschweige denn Erbitterungen und Haß rechtfertigen können. Denn wie? was kann mein Nachbar dafür, daß er von Kindheit an gelehrt worden, die Dinge mit anderen Tönen als ich, mit Tönen, welche mir aus Mangel an Übung sogar widerlich vorkommen, zu bezeichnen? Würde ich nicht ebenso sprechen, wie er, wenn ich es ebenso gelehrt worden wäre? Und sind mir die Töne jener Mundart zuwider, so sind es vielleicht jene der meinigen nicht minder ihm; wer mag entscheiden, wer von uns Beiden mit größerem Rechte klagt, daß sein Ohr beleidigt werde? So viel ist aber gewiß: wenn wir erst eine kurze Zeit Geduld mit einander tragen; so werden

wir uns der Eine an die Töne des Andern so gewöhnt haben, daß wir, statt selbe widerlich zu finden, zuletzt selbst mit einigem Vergnügen der neuen Tonart, deren Gesetze wir schon zu begreifen anfangen, zuhören können. — Viel wichtiger freilich, viel wichtiger ist der Unterschied, den wir in der Gemüthsart, in den Begriffen und Gesinnungen der beiden Volksstämme in unserem Lande finden. Daß aber auch dieser uns zu keiner Spaltung und zu keinem Haße berechtige: das, u. S., können wir schon aus dem einzigen Grunde ermessen, weil ja auch unter Bürgern, die zu demselben Stamme gehören, ein nicht geringerer Unterschied in den genannten Stücken herrscht. Oder sollte es nicht Deutsche in unserem Lande geben, die sich von anderen hier lebenden Deutschen, und so auch Böhmen, die sich von anderen ihrer Sprachgenossen ganz eben so sehr unterscheiden, als man den Unterschied, der zwischen Böhmen und Deutschen überhaupt herrscht, nur immer annehmen mag? Wenn also nur Menschen, die ganz und gar in jedem Stücke gleichartig und übereinstimmend sind und denken, gemeine Sache miteinander machen wollten: wo könnte da auch nur unter Böhmen, oder auch nur unter den Deutschen selbst eine Gemeinde bestehen? Nein, nicht jede Ungleichheit in den Gesinnungen und in der Gemüthsart der Menschen macht eine Gemeinschaft unter denselben unmöglich. So groß und vielfältig auch die Unterschiede sind, die zwischen den Böhmen und den Deutschen stattfinden: doch gibt es tausend andere Dinge, in denen Beide gleichförmig miteinander denken. Und wahrlich, wenn man auch nur jene Grundsätze, worüber beide Theile einig sind, gehörig bedenken wollte; so könnte schon viel, sehr viel in Gemeinschaft unternommen werden. Aber wir selbst sind es, die wir uns verkennen; wir trauen der eine Theil dem andern nicht soviel Übereinstimmung zu, als wirklich vorhanden ist, bloß weil wir uns mit Augen des Hasses betrachten, und der Übervortheilungen nicht vergessen wollen, welche der eine Theil sich allmählig über den andern errungen. Aber was sagt die Vernunft zu einem solchen Betragen? Sie tabelt beide Theile. Jenem, der übervortheilt worden, verweist sie es als eine Unbilligkeit, daß er das Unrecht, was ihm nicht die jetzt lebenden Bürger, sondern nur ihre Vorfahren angethan haben, an den Jetztlebenden bestraft wissen will: Jenem, der immer noch jetzt fortfährt, Unrecht zu thun und zu gerechtem Unwillen Anlaß zu geben, befehlt sie mit strengem Ernst, endlich ein Ziel diesen Bedrückungen zu setzen und durch den guten Gebrauch, den er von den erworbenen Vortheilen und Reichthümern macht, durch Güte und Mildethätigkeit die beleidigten Mitbürger mit sich auszuföhnen! Doch wenn auch nicht ein Jeder diesem Gebote der Vernunft gehorcht, wenn es auch viele Bürger in dem begünstigten Volksstamme gibt, welche durch ihr Betragen einen gerechten Abscheu erregen: wird es uns darum erlaubt sein, den

ganzen Stamm zu hassen? ist nicht der größte Theil desselben gewiß sehr gutartig? nimmt er nur den geringsten Antheil an den Bedrückungen, die jene Einzelnen aus seiner Mitte sich erlauben? wird er nicht vielmehr selbst von ihnen fast ebenso hart, wie unser böhmische Volkstamm bedrückt? Wie ungerecht also, wie ungerecht wäre ein Haß im Herzen eines Böhmen, der sich auf alle Deutschen ohne Unterschied erstreckte!

2. Doch wenn wir auf diese Art hoffentlich einsehen, daß es gar keinen Grund des Hasses zwischen den beiden Volkstämmen in unserem Lande gibt, der völlig rechtfertigend wäre: so lassen Sie uns nunmehr erwägen, wie schädlich und verderblich ein solcher Haß sei.

a. Das Erste und Gewisseste ist, daß wir durch einen solchen Haß uns selbst das Leben verbittern, und statt die Gehässigen mit uns auszusöhnen, vielmehr noch Anlaß zu neuen Beleidigungen von ihrer Seite geben. Abgesehen von allen weiteren Folgen, welche der Haß durch seine Äußerungen erzeugt, ist er schon an sich selbst eine sehr bittere Empfindung. Wir können nicht heiter sein, wir können uns keines Glückes, das uns zu Theil wird, freuen, so lange Bruderhaß in unseren Herzen köcht. Wenn wir die Liebe mit Recht die seligste aller Empfindungen heißen, und wenn schon hier auf Erden des Himmels Vorgeschnack genießt, wer gegen alle Menschen ein Herz voll Liebe in seinem Busen trägt: so hat derjenige schon hier auf Erden die Hölle, der nur einen einzigen Menschen, um wie viel mehr einen ganzen Volkstamm haßt, und einen Volkstamm haßt, mit dem er gezwungen ist, in der engsten Verbindung zu leben, den er als einen Bestandtheil jenes Staates, von dem er selbst ein Glied ist, ansehen muß! Also schon um das Leben sich nicht selbst zu verbittern, sollte sich ein Jeder aus uns sorgfältig hüten, daß der Keim des Bürgerhasses nicht in seinem Herzen Wurzel schlage. Aber noch mehr, m. J.; wenn irgend ein Theil unseres Volkes den anderen haßt, und — wie dieß von selbst geschieht — diesen Haß auch hie und da durch Worte oder Thaten äußert: wird dieß nicht weitere Folgen haben? Ich will gern annehmen, daß derselbe durch seinen Haß sich zu keinen Handlungen von solcher Art verleiten läßt, welche ihn einer obrigkeitlichen Bestrafung aussetzen: wird er verhindern können, daß nicht wenigstens diejenigen Personen, welche zu hassen er an den Tag gelegt hat, ihn gleichfalls hassen werden? liegt es nicht in der Natur des Hasses, daß er wieder vergolten wird mit Gegenhaß? Was kann nun die Folge sein von diesem wechselseitigen Haße? Der Eine wird den Anderen auf alle nur mögliche Art zu beschädigen suchen, und dabei eben nichts Böses, sondern nur Etwas, das ihm von Rechtswegen zusteht, zu thun sich überreden. Denn, spricht ein jeder von Beiden, da mich der Andere haßt, da er nur

meinen Untergang sucht; so fordert es schon die Pflicht der Selbsterhaltung, daß ich auf jede Art, welche mir zu Gebote steht, ihn außer Stand setze, mir zu schaden. Welch ein trauriges Leben wird dieß sein, m. F.! Welch ein widerlicher Anblick von Menschen, die ihre beiderseitigen Kräfte nur dazu anstrengen, einander zu Grunde zu richten! Wie ganz anders, wo der Geist der Liebe herrscht, wo Jeder seine Freude und seinen Ruhm darin sucht, recht vielen seiner Nachbarn gebient und geholfen zu haben!

b. Doch dieß erinnert mich gleich an einen neuen Grund, welcher die Schädlichkeit des Bürgerhasses uns zeigt. Unzählige gemeinnützige Unternehmungen, welche nur durch Liebe und Gemeinnützigkeit ausgeführt werden können, müssen in einem Lande, wo diese Tugend fehlt, für immer unterbleiben. Hier komme ich auf einen Punkt zu sprechen, m. F., von dem wir uns in unserem Vaterlande, selber, kaum einen Begriff zu machen im Stande sind. Der schon Jahrhunderte lang fortbauende Mangel an Gemeingeist nämlich hat uns so ganz vergessen lassen, was Bürger, wenn sie zusammenhalten, bloß für sich selbst vermögen. Von unseren Regierungen also erwarten wir alles Heil, während wir selbst nichts thun zu unserem Besten! Wir klagen über so Manches, was uns belästigt und quält; wir seufzen, daß die Regierung nicht abhilft: und lassen uns nicht in den Sinn kommen, daß ja wir selbst dem allein abhelfen können, wenn wir zusammenhalten wollten! Verlangen Sie von mir nicht, daß ich sie aufzähle, die nützlichen Anstalten alle, welche die Bürger eines Landes für sich allein errichten, oder zu deren Einführung sie doch auch die trägste Regierung gleichsam nöthigen können, wenn sie gemeinschaftlich darum bitten und darauf bestehen. Ich würde kein Ende finden, möchte ich hievon zu sprechen anfangen wollen. Ein Blick auf die Einrichtungen, die man in manchem benachbarten Lande erst kürzlich auf diese Art zu Stande gebracht hat, wird Ihnen Beispiele zur Erläuterung meiner Behauptung genug darbieten; ein weiteres Nachdenken wird Sie belehren, daß es noch ungleich mehr gibt, was sich ebenso gut, als das bisher Versuchte, auf diese Art ausführen ließe. Aber freilich nur, wenn ein vernünftiger Gemeingeist herrscht, wenn sich die sämmtlichen Bürger des Landes als ein zusammenhängendes Ganze ansehen, und es begreifen, wie der Vortheil des Ganzen auch ein Vortheil für jeden Einzelnen ist. Wenn aber Spaltungen da sind; wenn sich der eine Theil gar nicht mit dem anderen vereinigen will zu einem beiderseits nützlichen Zwecke, weil er den Vortheil nur sich allein, nicht aber dem anderen gönnt; wenn deshalb Jeder lieber selbst darben, als dulden will, daß es der Andere mit ihm zugleich gut habe; wenn Vorschläge, welche der eine Theil macht, schon darum, weil dieser sie gemacht hat, von dem anderen verworfen und mit Hohn zurückgewiesen werden: dann ist es freilich nicht möglich, daß durch

die Betrieffsamkeit der Bürger selbst Etwas zu Stande komme; dann sind sie ohnmächtig — nicht durch die Fesseln der Regierung, sondern durch ihre eigene Schuld.

e. Und diese Ohnmacht gibt Veranlassung zu einem neuen Übel. Diejenigen nämlich, welche die Regierung des Landes in ihren Händen haben, fühlen sich versucht, ihre Gewalt zu mißbrauchen, und statt für das Wohl des Volkes, für ihre eigene Bereicherung zu sorgen. Denn daß auch obrigkeitliche Personen nur Menschen, fehlabare Menschen sind, daß eine allzu nahe gebrachte Gelegenheit zum Bösen wie für uns Alle, so auch für sie gefährlich ist: das hätten wir, wenn es je bezweifelt werden könnte, in unseren neuesten Zeiten an so manchen merkwürdigen Beispielen lernen können. In mehr als einem Lande sah man Männer, die anfänglich weit bessere, Gesinnungen gehegt, allmählig in wahre Tyrannen umgewandelt, weil die Gelegenheit sie dazu verführt hatte. Und wo ist diese Gelegenheit, wo die Versuchung zum Bösen größer, als bei einem Volke, welchem der Gemeingeist fehlt, das mit sich selbst in Spaltung und Uneinigkeit lebt? Bei einem solchen Volke nämlich kümmert sich Jeder nur um den eigenen unmittelbaren Vortheil; die Unterdrückung seines Nachbarn ist etwas Gleichgiltiges, wo nicht sogar Erfreuliches für ihn. Hier also kann die Regierung das ganze Volk bald unter das schmachlichste Joch der Sklaverei versetzen und nach Belieben mißhandeln, wenn sie nur die List gebraucht, nicht alle Theile auf einmal, sondern den einen nach dem andern anzugreifen. Bei einem solchen Volke kommt keine gemeinschaftliche Berathschlagung, um wieviel weniger eine Vereinigung und ein Zusammenwirken aller Mitglieder zu Stande; denn was der eine Theil vorschlägt, der andere Theil hört es nicht an. Hier also kann die Regierung jede auch noch so unbillige Forderung stellen: sie findet nicht nur gar keinen Widerstand, sondern nicht einmal Widerspruch und Tadel; und wenn man ja einzelne Stimmen hört, die sich beklagen, so lauten diese, weil keine Rücksprache getroffen worden ist, doch nicht gleichförmig mit einander, und können darum keine Berücksichtigung finden. Bei einem solchen Volke herrscht, eben weil es sich seiner Ohnmacht nur allzu sehr bewußt ist, auch Furchtsamkeit und als Folge davon der Geist der Schmeichelei und der entehrendsten Wegwerfung seiner selbst. Jeder fürchtet, spräche er ein Wort der Wahrheit, sich die Gunst der Regierung zu verschmerzen, sich ihre härtesten Verfolgungen und Strafen zuzuziehen, ohne doch, weil Niemand zustimmen will, dem gemeinen Besten etwas genützt zu haben. Er entschließt sich also lieber, den Schmeichler und Lobredner zu machen, um desto gefälliger zu sein; er setzt sich nicht nur selbst und die Gewalt, welche von Amtswegen ihm zusteht, so tief als möglich herab unter die Macht der höheren Ämter,

sondern er arbeitet auch daran, die Rechte des ganzen Volkes immer mehr und mehr zu vernichten und in Vergessenheit zu bringen. Bei einem solchen Volke endlich herrscht auch der Geist der Verleumdungssucht und falschen Angeberet. Aus wechselseitigem Hass bemüht sich jeder Theil den andern zu verkleinern und dessen Absichten bei der Regierung in ein gefährliches Licht zu stellen. Auch die unschuldigsten Handlungen werden, wie wir in unserem Texte sahen, der Obrigkeit auf eine Art geschildert, die sie verdächtig macht, und deren Einstimmung bewirkt. Ist es zu verwundern, m. F., wenn durch dieß Alles endlich die obrigkeitlichen Personen selbst verborben werden? Ist es zu verwundern, wenn ganze Behörden dann ein Volk, das mit sich selbst in stetem Kampfe lebt, das so ohnmächtig ist, so ohne Widerstand jede Beleidigung erträgt, die Behandlung, die es erfährt, so falsch und ungereimt beurtheilt, sich selbst freiwillig erniedrigt, und kein angelegentlicheres Geschäft zu kennen scheint, als sich selbst wechselseitig bei der Regierung anzuklagen und in Verdacht zu setzen — ist es zu wundern, wenn die regierenden Personen ein solches Volk am Ende verachten lernen, und die Meinung annehmen, daß es gar keiner besseren Behandlung werth sei?

d. Dieß, m. F., dieß sind die unglücklichsten Folgen, welche der Parteigeist bei jedem Volke hervorbringt. Wir aber erleiden durch ihn noch einen ganz eigenen Verlust von größter Wichtigkeit. Die kurze Andeutung desselben habe ich mir absichtlich zuletzt ersparen wollen. Gerade der Umstand, daß wir ein aus so ungleichartigen Bestandtheilen zusammengesetztes Volk sind, gerade dieser Umstand würde, wofern es uns gelänge, den hindurch veranlaßten Parteigeist zu verdrängen, uns zu einem der glücklichsten Völker von Europa erheben. Denn ein merkwürdiges Naturgesetz ist es, daß zur Entstehung eines jeden Ganzen, welches uns den Anblick der Vollkommenheit gewähren soll, eine gewisse Ungleichartigkeit der übrigens wohlverbundenen Bestandtheile nothwendig ist. So wie der Boden, auf dem wir stehen, nur dann recht fruchtbar ist, wenn er aus vielerlei Arten der Erde zusammengesetzt ist: also ist auch das Volk, das sich von diesem Boden nährt, nur dann ein glückliches und vollkommenes Volk, wenn es aus ungleichartigen Bestandtheilen zusammengesetzt worden. Familien, die eine allzu große Gleichartigkeit in der Wahl der Personen zu ihren ehelichen Verbindungen beobachten, verlieren je länger je mehr an Geist und Körperkraft; während Ehen, die etwas ungleich sind, eine Nachkommenschaft erzeugen, die sich durch eine ungewöhnliche Vortrefflichkeit auszeichnet und die Tugenden beider Theile vereinigt, ohne die Fehler derselben zu ererben. Das herrlichste Volk des ganzen Alterthums, das hochbegabteste, das bis auf den heutigen Tag von allen gebildeten Völkern bewunderteste, das Volk der

Griechen, es war aus den ungleichartigsten Bestandtheilen gebildet: und wer mag zweifeln, daß dieser Umstand zu seiner Vortrefflichkeit sehr Vieles beigetragen habe? Also wer weiß, m. F., was auch wir selbst sein oder werden könnten, wenn wir die Ungleichartigkeit unserer beiden Volkstämme, aus denen man uns nicht ohne Gottes Zulassung zusammengefügt hat, weiser benützt hätten, und noch jetzt zu benützen anfangen? wer weiß, was aus uns werden könnte, wenn wir statt Haß und Zwietracht unter uns zu nähren, freundschaftlich uns die Hände böten? wenn wir das Gute, das jedem Theile eigenthümlich ist, allgemein machten? die Fehler nach und nach verdrängten? wenn wir, soviel als möglich, suchten, die beiden Volkstämme so mit einander zu verschmelzen, daß endlich nur ein einziger aus ihnen würde? Wer weiß, welche hohe Vortrefflichkeit diesem noch zu erwartenden Stamme aufbewahrt ist, zumal auch sovieler andere Umstände uns vermuthen lassen, daß wir ganz und gar nicht die Vergessensten der Kinder Gottes sind! Dem welche ein fruchtbares Land hat er uns nicht zur Wohnung angewiesen, wohl nicht bloß darum angewiesen, damit wir auf einem so fruchtbaren Boden nur desto schmerzlicher empfinden müßten, wie unglücklich wir, dessen Behauer, sind! Aber so lang wir uns nicht selbst bessern, m. F., solange wir nicht den Geist der Zwietracht austrotten: solange wird es uns nie besser, sondern vielmehr stets schlimmer ergehen! Möchte das Wort unseres Herrn nicht eine Weissagung werden, die sich an uns erfüllt, sondern zur Warnung dienen, die uns bessert: Ein jedes Reich, sprach er, das in sich selbst getrennt ist, wird zu Grunde gehen. (Luk. 11, 17.) Amen.

---

## XIX.

### (Beschluß.) **Über das Verhältniß der beiden Volkstämme in Böhmen.**

(Gehalten am neunten Sonntage nach Pfingsten im Jahre 1816.)

Apostelgesch. 6, 1—6.

### E i n g a n g.

In unserer vorletzten Versammlung, m. F., war es, in welcher wir die, für die Bewohner unseres Landes beschämende Wahrheit kennen lernten, daß die Christen des ersten Jahrhunderts in größter Eintracht und Liebe unter

einander gelebt, während sie doch der Ursachen zu Uneinigkeit und Zwist in der That mehrere gehabt, als unter uns obwalten. Der eben gelesene Text aber mag uns beweisen, daß jene Eintracht gleichwohl auch ihre Unterbrechung gehabt, daß selbst in der ersten Christlichen Gemeinde, die zu Jerusalem bestand, schon eine und die andere Mißhelligkeit sich erhoben, die aber durch Klugheit bald wieder ausgeglichen wurde. Den Christen aus dem Heidenthume schien es, als ob man ihre Armen nicht ebenso freigebig theilte, wie jene, die aus dem Judenthume stammten. Sei dieß nun Wahrheit oder bloße Täuschung gewesen: genug, es gab zu Klagen Anlaß, welche bei der damaligen Freimüthigkeit der Zeit bald den Aposteln selbst zu Ohren kamen. Die Weisheit, mit welcher diese sich bei einem Vorfall so unangenehmer Art benahmen, verdient Bewunderung, m. F.! Zuvörderst ließen sie die Sache nicht lange anstehen, wohlwissend, daß eine Trennung der Gemüther, die erst vor kurzem entstand, leichter zu heilen ist, als eine Spaltung, die einer veralteten Wunde gleicht. Raun also hatten sie Kunde von diesem Übel erhalten, als sie auch schon die nöthigen Anstalten zu dessen Abhilfe trafen. Man hatte sie, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, im Verdachte, daß sie bei der Vertheilung der Gelder unter die Armen, wenn auch eben nicht mit parteilicher Vorliebe für ihre jüdischen Stammgenossen, doch wenigstens nicht immer mit der richtigsten Beurtheilung des Grades der Bedürftigkeit zu Werke gegangen seien; man war jetzt noch geneigt, die Schuld hievon auf die so vielfältigen Geschäfte, die ihr apostolisches Amt mit sich brachte, zu schreiben. Noch eine kurze Zeit: und es würde aus diesem Gedanken sich der Wunsch entwickelt haben, daß die Apostel doch lieber zu einer Theilung ihres Amtes sich verstehen, und das Geschäft der Armenpflege in andere minder beschäftigte Hände niederlegen möchten. Doch der Entstehung dieses Wunsches kamen sie weislich zuvor; beriefen die Gemeinde und eröffneten ihr, daß sie der Pflege für die Armen enthoben zu sein wünschten. Dieß war der unzweideutigste Beweis, daß sie dieses Amt bisher gewiß nicht darum verwalteten, weil etwa ihr Eigennuß hiebei irgend seine Rechnung gefunden; sondern nur darum, weil niemand Anderer da war, welcher es statt ihrer hätte übernehmen können. Aber — was wohl zu bemerken — nicht sie selbst erwählten die Männer, die dieses Amt künftig zu versehen hätten; sondern der ganzen Gemeinde räumten sie das Recht ihrer Erwählung ein. So nämlich zeigten sie am allerbesten, wie ganz und gar es nicht ihnen darum zu thun sei, durch die bestellten Personen einen gewissen Einfluß auf das Geschäft selbst noch immerfort auszuüben; so zeigten sie, daß ihr Herz frei sei von jener Eitelkeit, die über Alles herrschen, die sich die letzte Entscheidung in aller Art von Gegenständen nur darum vorbehalten will, auf daß es scheine,

daß Alles von ihnen allein ausgehe. So wurde ihr Beispiel eine Beschämung und Zurechtweisung für alle Machthaber der Erde, die sich das Recht der Ernennung in so vielen, mitunter selbst solchen Fällen anmaßen, wo sie die zu ernennende Person nicht einmal recht kennen. Das so viel weisere Benehmen der Apostel hatte zur Folge, daß die Gemeinde zu Jerusalem, da sie nun sah, wie aufrichtig man in dem Zwiste vorgehe, auch ihrerseits that, was sich zu thun geziemte. Die sieben Amtsvorsteher wurden sämmtlich nur aus der Mitte der Heiden erwählt. Dieß rührende Beispiel der Großmuth, den Heiden von Seite der Juden gegeben: wie hätte es nicht seinen beabsichtigten Erfolg erreichen, und wie die Partei, die sich bisher zurückgesetzt glaubte, nicht alsbald ausöhnen, und sie überzeugen sollen, daß sie Unrecht gethan, sich über Menschen zu beschweren, welche so edel handeln können? O, daß die Zwistigkeiten, welche die Bürger unseres Landes entzweien, doch eben so glücklich beigelegt werden könnten, m. J.! Sie könnten es, wenn wir die Mittel, die hiezu nöthig sind, mit eben der Weisheit, wie die Apostel in jener Zeit bewiesen, erkennen, und die Opfer, die hier von beiden Seiten gebracht werden müssen, mit eben der Großmuth, die wir an der Partei der Juden bemerkt, auf den Altar der Vaterlandsliebe niederlegen wollten! Denken wir nach, m. J., aufrichtig und vor Gott — was hier zu thun sei. Dieses Nachdenken ist der Gegenstand, den wir für unsere heutige Versammlung schon neulich festgesetzt haben.

### Abhandlung.

Wenn wir die Abneigung, die zwischen den beiden Volkstämmen unseres Landes herrscht, glücklich bekämpfen und Eintracht und Gemeinfinn unter uns herstellen wollen, m. J.; so muß unsere vornehmste Sorge offenbar darauf gerichtet sein, daß wir die Ursachen, die diese Abneigung hervorgebracht haben oder doch jetzt noch unterhalten, nach aller Möglichkeit beseitigen und unwirksam machen.

1. Der Untersuchung zufolge, die wir in unserer vorletzten Versammlung angestellt, steht dem Gemeinfinne in unserem Vaterlande kein wichtigeres Hinderniß entgegen, als seine Sprachverschiedenheit. Wer diese ganz beseitigte, wer es dahin brächte, daß von den Bewohnern unseres ganzen Landes nur einerlei Sprache gesprochen würde, der würde der größte Wohlthäter unseres Volkes werden; so wie derjenige, der auf dem ganzen Erdenrunde einerlei Sprache einführte, der größte Wohlthäter der ganzen Menschheit sein müßte. Allein mit so viel Zuversicht wir auch behaupten können, daß dieses einst, — nach vielen Jahrtausenden, meine ich — zu Stande kommen werde; so viele Mühe sich auch die weisen Vorsteher der

katholischen Kirche gegeben, diese Zeit herbeizuführen; so unlängbar wir es ihren Bemühungen zu danken haben, daß die Anzahl der verschiedenen Mundarten und Sprachen in Europa und der Grad ihrer Verschiedenheit doch viel geringer ist, als er sonst geworden wäre; so offenbar endlich die Erfahrung lehret, daß sich die Menge der Sprachen auf Erden mit jedem Jahrhunderte vermindert: so ist gleichwohl der glückliche Zeitpunkt, wo auch in unserem Vaterlande nur einerlei Zunge herrschen wird, noch keineswegs als ein so nahezuhin anzusehen. Um desto eifriger müssen wir in Anwendung alles desjenigen sein, was diese Sprachverschiedenheit, solange sie noch unter uns besteht, möglichst unschädlich machen kann. Das erste ist, daß wir den noch ganz ungebildeten Theil unseres Volkes, die Böhmischen so wohl als die Deutschen, über den Unterschied der Sprache gehörig aufklären. Wir müssen es diesen Unwissenden erklären, woher der Unterschied der Sprache auf unserer Erdenrunde komme; wir müssen ihnen zeigen, das es ganz willkürlich sei, ob man die Dinge so oder anders bezeichne, daß man aus Mangel der Verabredung bei den verschiedenen Völkern der Erde nothwendig auch auf verschiedene Bezeichnung der Begriffe habe verfallen müssen; daß der auf diese Art entsprungene Unterschied der Sprache der allerunwesentlichste sei, der unter den Menschen nur immer stattfinden mag; daß es daher die größte Thorheit sei, einen Menschen schon darum, weil er in einer andern Sprache sich ausdrückt als wir, für etwas Besseres oder für etwas Schlechteres als uns selbst zu halten; daß es bei uns doch nur auf die Gewohnheit ankomme, ob wir gewisse Töne angenehm oder unangenehm, wohl- oder übelklingend finden; daß daher nichts natürlicher als die Erscheinung sei, wenn ein Jeder von uns die Töne seiner Muttersprache für die gefälligsten hält. Soviel, m. F., für den ganz ungebildeten Theil unseres Volkes. Den aufgeklärteren Theil müssen wir überdies bitten, daß er die Streitfrage, welche von beiden Sprachen doch an sich selbst den Vorzug vor der andern verleihe, entweder ganz beiseite setze oder doch nur mit der möglichsten Gelassenheit und Mäßigung behandle. Es ist ein zweckloser Streit, weil sich aus seiner Entscheidung, wie sie auch immer ausfalle, gar keine Folgerungen für das Leben herleiten lassen. Und so gleichgiltig es auch jedem Theile im Grunde sein soll, ob seine oder die Sprache seiner Gegner in diesem Streite obliegt, indem sich ja Niemand die Sprache selbst gegeben hat: so heftig ereifert man sich dabei dennoch insgemein; so tief gekränkt fühlt sich gewöhnlich derjenige, der zuletzt eingestehen soll, daß seine Sprache wirklich die milder gebildete sei. Daher glaube ich denn, m. F., jeder vernünftige Mann sollte es sich zu einer Regel gemacht haben, nie eine Sprache vor den Ohren

Solcher zu mißhandeln, die sie als ihre Muttersprache verehren, wofern er anders nicht mit aller Gewißheit voraussetzen kann, daß er Personen vor sich hat, welche über jeden Zweifel an der Wahrheit, von der ich so eben redete, erhaben sind. Doch dieses Alles kann nur verhindern, daß um des Sprachunterschiedes wegen keine Zwistigkeiten mehr unter Ihnen entstehen. Er, dieser Unterschied selbst, wird noch nicht weggeräumt. Sie aber sollen wissen, daß Sie auch zur Entfernung oder doch zur Verminderung dieses Unterschiedes überaus viel, und weit mehr, als es den Feinden unseres Wohles lieb ist, beizutragen vermögen. Vernehmen Sie: wie! Jedem Theile von Ihnen, den Gott berufen hat, daß er eifert für das Heil der Seele in unserm Volke sorge, dem wird auch anvertraut sein die oberste Leitung des Kinderunterrichtes in allen Gegenden des Landes. Und eben deshalb wird es Ihnen, wenn Sie nicht eintige Mühe und Arbeit zu Ihrem großen Zwecke scheuen, in diesem Verhältniß beinahe überall möglich sein, die zarte Jugend, die in Ihre Schule strömt, und nur einer der beiden Landessprachen allein kundig ist, auch mit der anderen spielend vertraut zu machen; fast nirgends werden Sie bei diesem Vorhaben von Seite der Obrigkeit, und noch viel weniger von Seite der Eltern oder der Kinder selbst einen Widerstand erfahren. Kinder und Eltern werden sich vielmehr recht herzlich freuen, daß in Ihren Schulen etwas so offenbar Nützliches gelernt wird. Und wenn Sie diesen Unterricht anders auf die gehörige Art einleiten, wenn Sie ihn nicht durch unmittelbare Sprachübung ertheilen: so werden die schnellen Fortschritte, die Ihre Zöglinge machen, Sie in Erstaunen setzen; in weniger als Jahresfrist wird der Knabe, der vorher auch nicht ein einziges Wort von seiner nachbarlichen Landessprache kannte, in ihr seine Gedanken verständlich und fertig auszudrücken im Stande sein. Welch eine große, nicht zu berechnende Wohlthat, besonders für jeden böhmischen Bewohner unseres Landes! Hat er die deutsche Sprache inne: so kann er nun wandern durchs ganze Land, und findet überall Menschen, denen er sich verständlich mitzutheilen vermag; so fließen nun alle Quellen der Bildung, aus welchen seine deutschen Nachbarn schöpfen, auch für ihn ebenso reichlich als für sie; so kann er sich die nöthige Kenntniß aller Gesetze, die ihn angehen, verschaffen; so kann er sein Recht vor jedem Gerichtshuhle suchen; so kann er sprechen mit der Obrigkeit, deren Oberherrschaft von dem Geringssten anzufangen bis zu dem Höchsten im Lande anerkannt wird. Aber auch wenn der deutsche Landesbewohner die Sprache seiner böhmischen Mitbürger gelernt hat, ist es ein großer Vortheil für ihn sowohl, als für das Ganze. Nun kann er ohne Dolmetsch auch mit jedem Böhmen sprechen; nun sieht er sich nicht mehr gehaßt von diesem, sondern vielmehr geliebt; und auch er selbst gewinnt jetzt Liebe zu einem Volke, von dessen richtiger, gesunder Urtheilskraft, von dessen

Gutmüthigkeit und mancher anderen noch verkannten Tugend er, seit dessen Sprache ihm bekannt ist, täglich neue Proben erhält. Brauche ich es erst zu sagen, m. F., was sich hieraus so einleuchtend ergibt, daß es für jene Deutsche, welche das Schicksal in irgend einer Rücksicht zu Vorgesetzten über Böhmen erhebt, eine der heiligsten Pflichten sein müsse, die Sprache ihrer Untergebenen zu erlernen? Denn ohne diese zu verstehen, ist es fürwahr kaum möglich, daß wir die Pflichten unseres Amtes erfüllen! um wie viel weniger, daß wir die Liebe und das Zutrauen unserer Untergebenen gewinnen! Nur als Miethlinge müßten wir ihnen erscheinen, und könnten auch wirklich nicht viel mehr, als Miethlinge sein! Denn jeder gute Hirt (so meinte schon unser Jesus) muß eine Stimme besitzen, die seine Schafe kennen! (Joh. 10, 4.) Mag es also noch so beschwerlich sein: es muß doch geschehen, soll dem Geringsten selbst in unserem Vaterlande ja einmal aufgeholfen werden. Und wie? kennen wir nicht so viele andere Sprachen? Sprachen, die uns weit weniger angehen? lernen wir nicht die Sprachen der Länder Frankreich, Italien, England mit so viel Fleiß und Kostenaufwand? wie sind wir nicht bestrebt, uns diese in möglicher Vollkommenheit anzueignen, um von den Ausländern den wahrlich zweideutigen Lobspruch zu vernehmen, daß wir wie Einer der Ihrigen sprechen? wer sollte es vermuthen, daß wir bei so vieler Aufmerksamkeit für eine fremde Sprache, so wenig Fleiß nur auf unsere eigene Landessprache verwenden? So wenig Fleiß — sage ich? Auch daß wir sie ganz vernachlässigen, soll' ich behaupten, ja daß wir uns — ein fast unglaublicher Umstand — auch sogar schämen, sie zu sprechen! O, m. F., bemühen wir uns, unsere Mitbürger von dieser Thorheit, die uns selbst den Ausländern verächtlich macht, zu heilen! Weit mehr, als an die größtentheils unnütze Erlernung fremder Sprachen, denken wir doch an die vollkommene Erlernung unserer beiden Landessprachen! muntern wir, so viel wir ein Jeder in unserem Wirkungskreise vermögen, auch alle unsere Mitbürger auf zu einem gleichen Verfahren!

2. Je vollkommener uns dieß gelingen wird, je mehrere Deutsche wir vermögen, die böhmische, und je mehrere Böhmen, die deutsche Sprache zu erlernen: um desto leichter wird sich und zwar zum Theil schon von selbst das zweite Hinderniß beheben, welches dem Gemeinfinn in unserem Vaterlande entgegen steht. Dieses ist nämlich die Ungleichheit in der Gemüthsart, in den Begriffen und Gesinnungen, die zwischen den böhmischen und deutschen Einwohnern unseres Landes statt hat. Es ist sich nicht zu wundern, daß Menschen, von welchen der eine die Sprache des anderen nicht versteht, bei aller nachbarlichen Angränzung, in ihrer Gemüthsart, in ihren Begriffen und Gesinnungen gleichwohl sehr von ein-

ander abweichen; ihnen fehlt nämlich das ausgiebigste Mittel zur Verähnlichung, welches im Umgange gegeben ist. Es ist die wechselseitige Mittheilung unserer Meinungen, welche bei öfterem Umgange stattfindet; es ist das Abhören der Gründe unserer Meinung, und die Beantwortung der wider sie erhobenen Gegengründe; es ist das öftere Sehen der fremden Handlungen, und die oft nur unwillkürliche, aber doch niemals unwirksame Nachahmung solcher Handlungen — was dem Umgange diese Kraft der Verähnlichung ertheilt. Je öfter also und je ungehinderter die Bürger eines und eben desselben Landes miteinander verkehren können, um desto mehr Ähnlichkeit erhält auch ihre ganze Art zu denken und zu handeln. Fügen Sie hinzu, daß Menschen, die einerlei Sprache verstehen, auch durch die größte Entfernung von einander noch nicht gehindert sind, eine Art von Umgang zu pflegen, durch schriftliche Aufsätze nämlich ihre Gesinnungen einander mitzutheilen; setzen Sie bet, daß Menschen, die einerlei Sprache reden, ihre Begriffe und Kenntnisse meistens auch aus denselben Quellen schöpfen, indem dasselbe Buch, welches der Eine mit Beifall gelesen und dem Andern angepriesen hat, auch von diesem wieder gelesen und zur Richtschnur angenommen wird; sie werden demnach gleichsam von einerlei Lehren geleitet, folglich auch besetzt von einerlei Gesinnungen sein. Wie sollte da nicht Eintracht und Gemeingeist herrschen unter ihnen? Doch dieß erinnert Sie vielleicht von selbst, n. F., daß es ein Mittel gebe, wodurch man auch bei demjenigen Theile des Volkes, welcher sich die Sprache des andern noch nicht geläufig gemacht hat, gleichwohl dieselben Begriffe und Gesinnungen, wie sie bei diesem anzutreffen sind, verbreiten könne. Es ist die Übertragung der Schriften, die von dem einen Theile des Volkes am häufigsten gelesen werden und den wichtigsten Einfluß auf seine Geistesbildung haben, auch in die Sprache des andern Theiles, um sie auch diesem brauchbar zu machen. Wohl freut es mich, sagen zu können, daß auch in dieser unserer Versammlung es Einige gibt, welche an dieses heilsame Geschäft bereits gedacht, ja selbst schon dasselbe in Angriff genommen haben. Der Himmel gebe, daß dieser kleine Anfang von recht segnetem Erfolge sei! er gebe, daß sich der Mitarbeiter, welche Sie freundlich unterstützen, Ihnen mit jedem Jahre stets mehrere gesellen! daß keine Eitelkeit und keine Sucht, sich auszuzeichnen, die bisherige Lauterkeit Ihrer Absichten trübe und Veranlassung zu Streit und Spaltungen, zu verderblichen Mißgriffen werde! der Himmel nehme Sie in seinen Schutz, auf daß gewisse böse Menschen, die allem Guten feind sind, nicht Gelegenheit finden, die unschuldigste und friedlichste Unternehmung in einem Lichte darzustellen, in welchem sie der Ruhe des Staates gefährlich erscheinen, und so durch obrigkeitliche Gewalt eingestellt werden könnte!

3. Auf diesem Wege einer schriftstellerischen Thätigkeit ist es, auf welchem auch das dritte Hinderniß des Gemeingeistes unter uns am glücklichsten bekämpft werden könnte. Ich meine das Erbitterung erregende Verhältniß, in welchem die deutschen Einwohner unseres Landes zu dessen älteren Bewohnern in früherer Zeit gestanden sind, und zum Theile jetzt noch stehen. Daß dieses Verhältniß selbst in allen denjenigen Stücken, in welchen es noch besteht, aufgehoben werde: das, m. F., ist eine Sache, die man wohl eher wünschen, als wirklich erwarten kann; zumal da ihre Ausführung, selbst wenn der Staat sie wollte, noch andere große Schwierigkeiten fände. So gibt es also durchaus kein anderes Mittel, wie trotz dieses Mißverhältnisses den Bürgern unseres Landes Gemeingeist eingeflößt werden könnte, durchaus kein anderes, das in unserer Macht stände, als: die Verbreitung solcher Einsichten im Lande, durch welche die Nothwendigkeit des Gemeingeistes immer einleuchtender wird; und das Auftreten einzelner vortrefflicher Personen aus jedem Volkstamme, welche durch ihre eigenen Vorzüge auch ihren ganzen Volkstamm dem andern Liebenswürdig machen. O, daß doch Jeder aus uns in dieser doppelten Rücksicht Alles, was seine Kräfte vermögen, leistete! Jeder, dem höhere Gaben von Gott verliehen sind, der sich geeignet fühlt, auch als Schriftsteller bei seinem Volke aufzutreten, möge für sicher annehmen, daß er das, ihm vom Himmel vertraute Pfund nicht besser anwenden könne, als wenn er Schriften verfaßt, welche den Gemeingeist in unserem Lande befördern, Schriften, durch welche unserem Volke allmählig einleuchtend wird die große Wahrheit, daß es durch seine bisherige Entzweiung, durch jenen Mangel an Gemeingeist, welchen es bisher bei so vielen Gelegenheiten gezeigt, Niemanden mehr, als sich selbst geschadet, Niemanden mehr Freude gemacht habe, als seinen Unterbrückern! Aber auch wenn Gott so ausgezeichnete Anlagen nicht verliehen hat, daß er als Schriftsteller mit Glück aufzutreten vermöchte, oder wenn seine Verhältnisse an dieser Art von Thätigkeit hindern, der unterlasse nicht, zu thun, was er nur immer für diesen edlen Zweck vermag! Wer er immer sei, in welchem Stande er lebe: wird er nicht überall vielfältige Gelegenheit finden, mit seinen Mitbürgern zu reden von dem gemeinen Besten? gibt es nicht tägliche Zusammenkünfte, in welchen wir uns mit der Erzählung und Anhörung merkwürdiger Veränderungen, die das gemeine Wohl betreffen, unterhalten? Wie viele Anlässe hier, die schiefen Urtheile unserer Mitbürger auf gute Art zu berichtigen; sie mit den Vortheilen, welche der Gemeingeist hat, bekannter zu machen; ihnen zu zeigen, wie Vieles sie ausrichten könnten, wie vieles Gute auch bei ihnen zu Stande kommen müßte, wenn sie nur ernstlich zusammen hal-

ten wollten! — Doch fast noch mehr, als von solcher Belehrung, verspreche ich mir von dem zweiten Mittel, das ich vorhin genannt habe. Denn so ist der Mensch geartet, er haßt und er liebt oft einen ganzen Stand, ja selbst ein ganzes Volk um eines Einzelnen willen, der diesem Stande oder Volke angehört, und ihm sehr liebens- oder hassenswerth dünkt. So kann ein jeder Einzelne von uns, wenn er nur anders will, bloß dadurch überaus viel zur Ausöhnung der beiden Volkstämme in unserem Lande beitragen, daß er an seiner eigenen Person ein hohes Muster der Vortrefflichkeit vor seinen Stammgenossen darstellt, und besonders dem anderen Volkstamme sich von einer recht liebenswürdigen Seite zeigt. Ein jeder Böhme aus uns suche bei jeder Gelegenheit, die ihm der Himmel herbeiführt, dem Deutschen Güte und Liebe zu erweisen; ein jeder Deutsche thue ein Gleiches an dem Böhmen: und ich bin gewiß, wenn nur das kleine Häuflein der hier Versammelten diese so leichte, schon in jedem Augenblicke sich belohnende Regel befolgen will — in weniger als zwei Jahrzehnten müßte aller Haß der beiden Volkstämme unseres Landes verloschen und vertilgt sein! um wieviel gewisser, wenn Sie auch noch die übrigen Mittel, deren ich heut erwähnte, alle gewissenhaft anwenden werden! O, thun Sie es, m. F.! Bezeigen wir uns gegen so heilsame Aufforderungen, als es die gegenwärtigen sind, nicht verstockt wie jenes Volk der Juden zu unseres Jesu Zeiten, das ihm die bittere Klage expreste, wie er ihnen den Weg der Rettung vergeblich zeigen wollte: daß er vergeblich sich bemüht habe, es zu versammeln, so wie ein Huhn die jungen Küchlein versammelt! (Matth., 23, 37). Ach, schmachlichster Untergang war die Strafe dieser Verstockung — zum warnenden Beispiele für alle späteren Völker! Erkennen wir also besser, als jenes Volk, „was uns zum Heile dient“ (Luk. 19, 42.), auf daß auch wir in die Reihe derjenigen Völker zu stehen kommen, die eben jetzt von neuem aufzuleben suchen, nachdem die Stütze der Tyrannei zerbrach! Gott, welcher das Wohl der Völker liebt, wird auch uns beistehen im beschriebenen Kampfe für die Freiheit! Amen.